

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Peter
Bichsel
**Kolumnen,
Kolumnen**

Suhrkamp

Bichsel, Peter
Kolumnen, Kolumnen

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-24172-1

SV

In gut dreißig Jahren, von 1975 bis heute, hat Peter Bichsel über 300 Kolumnen geschrieben, Geschichten aus dem Alltag und über den Alltag, Momentaufnahmen, Begegnungen, unbotmäßige Einmischungen, Zwischenrufe, Erinnerungen, Liebeserklärungen. Zum 70. Geburtstag seines Autors legt der Suhrkamp Verlag alle Kolumnen in einem Band vor.

»Wer in hundert Jahren seine Bücher liest, wird einem polyphonen Klanggefüge aus tausend namenlosen Stimmen der heutigen Schweiz begegnen. Diese Stimmen lärmten, hauchten und brummen durcheinander. Dennoch ist jede einzelne trennscharf zu hören, und hinter ihr erscheint ein lebendiges Menschengesicht. So wären die also,« wird man in hundert Jahren sagen, wenn man Peter Bichsels Bücher liest.« (Peter von Matt)

Peter Bichsel

Kolumnen, Kolumnen

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2018
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2005
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Printed in Germany
Umschlag: hifmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-24172-1

Kolumnen, Kolumnen

Eine Geschichte zur falschen Zeit

Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen, und er ist nicht erreichbar, aber er könnte morgen wieder vor der Tür stehn und lächeln und »Tag« sagen. Wenn er kommt, bleibt er einige Tage und wird seine Abreise wie immer erst eine Stunde zuvor ankündigen, und dann geht er wieder und ist nicht erreichbar.

Wenn er noch lebt – ich hoffe es und nehme es an –, dann wird er sich nicht verändert haben, wird einen roten Schal tragen und eine schwarzblaue Jacke, wird zuhören, wird anderer Meinung sein, ohne es auszusprechen, wird nicht stören, ein angenehmer Gast sein, und nach seiner Abreise stellen wir seine letzten drei Jahre aus Mutmaßungen zusammen.

Er hat sich in seinem Leben für nichts entschieden, für keine Frau, für keine Ideologie, weder Hippie noch Kommunarde, kein Landstreicher, kein Clochard, kein Verehrer von irgendwem – auch nicht von Arthur Gordon Pym –, und es liegt ihm fern, sein Leben theoretisch zu untermauern – es beschäftigt ihn nicht, daß andere anders leben, und ich habe ihm, das fällt mir auf, noch nie über mein oder unser oder das Leben geklagt, es hätte keinen Sinn, er beschäftigt sich nicht mit Leben. Er hatte mal mit Drogen und auch mal mit Alkohol, auch mal mit Kunst und auch mal mit einem Studium zu tun, aber all das hat ihn nicht erreicht.

Das letzte Mal kam er aus Mexiko und hat dort unter Indianern gelebt, nicht geforscht oder entdeckt oder entwickelt oder beobachtet, sondern einfach gefragt, ob es hier ein Haus gebe, und es gab eins.

»Was hast du da gemacht?« – »Gezeichnet.« – »Zeig mal«, und er bringt einige Bleistiftzeichnungen – keine Indianer –, Landschaften, zwanzig vielleicht oder dreißig, die Arbeit von zwei Jahren.

Es macht mich nervös, daß er sich nicht setzt. Er steht mitten in der Stube, den ganzen Tag, auch am zweiten Tag und auch am dritten. Ich halte es nicht aus und schreie ihn an, er entschuldigt sich und setzt sich. »Die Indianer stehen«, sagt er. Ich habe sie aus Büchern kauernd

in Erinnerung, aber es hat keinen Sinn, ihn darauf aufmerksam zu machen.

»Hie und da geht einer plötzlich weg«, sagt er, dreht ab aus dem Stehen heraus und beginnt sich zu bewegen, mit kleinen schnellen Schrittchen, und die andern wissen – ohne es auszusprechen –, der geht in die Stadt. Zwei Tage wird der Marsch dauern, dann wird er in der Stadt stehen, so wie er hier gestanden hat, bis Sonnenuntergang an einer Ecke in der Stadt, wird wieder abdrehen, wird drei Tage später wieder hier stehen und nichts erzählen. Die Dinge in der Stadt haben keine Namen, daß es sie gibt, überrascht ihn nicht, daß sie eine Funktion haben könnten, fällt ihm nicht ein. Leben anschauen, nicht beobachten, nur anschauen.

Und die Moral, keine Moral.

Frage: »Von was hast du denn gelebt? – Geld?« Er überlegt, erschrickt, ich ziehe die Frage zurück, bereue sie. Er hatte nie Geld und sah immer gepflegt aus und sauber, kein Gammler. Wie er das nur macht, und immer dieselben Kleider, und die sind immer sauber. »Er hat sie gewaschen«, sagt meine Frau. Mir scheint, sie werden dabei nicht naß, wie schafft er das? Jedenfalls beschäftigt er sich während des Waschens nicht mit dem Trocknen.

Vielleicht steht er morgen vor der Tür, mit rotem Schal, dunkelblauer Jacke und zwei quadratischen Taschen aus starkem Segelstoff – handwerkliche Spezialanfertigungen –, in der einen Tasche eine Schallplattensammlung, in der andern einen Plattenspieler, ein – zwar kurzes – Leben lang mitgeschleppt, in Mexiko ohne elektrischen Anschluß gehütet und durchgebracht. Eine Liebe zu Bob Dylan – »Ich mag ihn nicht«, sag ich aus irgendeiner Laune heraus. Er verteidigt ihn nicht. Er spielt auch keine Platten in der Zeit, in der er hier ist. Warum der Plattenspieler? Weil er reist, braucht er Gepäck vielleicht? Besitz vielleicht oder Engagement oder Vergangenheit? Zum ersten Mal sah ich ihn in Berlin in einem Jazzlokal – ja vielleicht Vergangenheit, etwas mitschleppen, was einmal war.

Ende.

PS: Die Geschichte meint nichts. Ich mag ihn, wir lieben ihn, das ist alles, und oft scheint mir der Platz in der Mitte der Stube, wo er zu stehen pflegt, ausgespart.

Die Geschichte ist zur falschen Zeit erzählt – Betriebsschließungen, Arbeitslose, Krise –, eine Geschichte aber, für die es keine richtige Zeit gibt. O Merkur, Schutzherr der Diebe (das hab ich von Ezra Pound), gib mir eine Zeit für diese Geschichte, gib mir eine Zeit, in der es nicht unanständig wäre, davon zu erzählen.

Ja, ich weiß, es ist mir auch aufgefallen – der Plattenspieler, er hat ihn aus unserer Konsumgesellschaft, und die Jeans und die Jacke und alles. Ja, ich weiß, daß es Familien mit Kindern und Vätern ohne Arbeit gibt, ich weiß, daß nicht alle so können wie er, und ich weiß, daß auch er zusammenbrechen wird, eines Tages – wen freut das? Mich nicht.

Ich habe ihn nie gefragt, ob er glücklich sei – wen fragt man das schon? (Die Mutter fragt es in ihrer Unbeholfenheit die Tochter am Tage der Hochzeit, stell ich mir vor oder hab ich gelesen.) Aber ich weiß, daß er es nicht ist, ein Mann ohne Hoffnung ist meine Hoffnung.

Von mir wollte ich schreiben: Treffen mit F. M., um die Frage zu prüfen, ob / Teilnahme an Veranstaltung und Demonstration Entlassener / Vorstandssitzung der Partei / Parteiversammlung / Besprechen des Voranschlags der Gemeinde / keine Zeit für E. Y. / Ärger über F. / Telefon mit E. über neues Programm und Wahlen / zur Kenntnis genommen, daß Hunger in so und so / Ausweisung meines Freundes G. (Ausländer) / Bürgerpflicht, Bürgerpflicht.

Soll ich hingehen und ihm sagen: Klaus, du bist ein Schmarotzer, so geht das nicht, du kannst nicht die ganze Welt verrecken lassen.

Ich weiß nicht, warum ich anders lebe als er. Ich weiß nur, daß ich nicht könnte wie er. Ich denke beim Waschen ans Trocknen und lasse es sein. Einen Plattenspieler würde ich nie länger als eine Woche unbenutzt mittragen, die Motivation würde mir fehlen.

So tu ich halt da so rum und glaube, es der Welt schuldig zu sein, und diskutiere in der Partei über den Bau der Straßen, über die er geht.

Für ihn tu ich's gern, eigentlich für ihn.

Aber – er braucht sie nicht.

So halt für die, die weniger Talent haben als er, die müssen ja auch.
Und auch für mich, aber halben Herzens.

Freibeuter sind keine Piraten

Angenommen, ein Staat würde das Töten von Menschen bewilligen, je nach Staatsform durch Regierungsentscheid, durch einen Entscheid des Parlaments oder durch Volkswillen. Es ist auch anzunehmen, daß er es nicht unumschränkt täte, vielleicht Schonzeiten einbauen würde, so ähnlich wie Betreibungsferien, Töten an Feiertagen verbieten würde oder vielleicht auch nur eine sehr »weitherzige« Interpretation des Selbstverteidigungsrechts zulassen würde. (Ich denke dabei an Wildwestfilme und staune jedenfalls darüber, daß der gute Cowboy mein Rechtsempfinden nicht stört.)

Also angenommen – es wäre soweit, die Opposition ist mit ihren Argumenten unterlegen, die Abstimmung haben wir hinter uns – schwache Stimmbeteiligung usw.

Nun, ich habe den Eindruck, daß mich nicht nur der Staat allein vom Töten abhält, daß es da noch etwas in mir drinnen gibt, Hemmungen oder Bildung oder Moral oder vielleicht eine gewisse Liebe zu Menschen. Ich habe den Eindruck, daß es uns – jedenfalls anfänglich – nicht leichtfallen würde. Vielleicht – aber daran zweifle ich – wäre unsere Generation noch nicht so recht fähig, von den »neuen Freiheiten« Gebrauch zu machen.

Vielleicht müßte man uns dazu überreden.

Wer würde das tun? Mit Sicherheit der Hersteller der Waffen, und er würde, das ist anzunehmen, nicht von Töten sprechen, sondern von Verteidigung.

Wie viele Leute würden wohl dem Gesetz nicht Folge leisten, das heißt auf die propagierte Verteidigung verzichten? Und wie viele Fachleute und Interessenvertreter würden wohl nach und nach zugunsten der »Verteidigung« votieren? Wann und in welcher Kirche

würde die Verteidigungsindustrie ihren ersten Pfarrer finden? Oder was versprächen sich die Fremdenindustrie davon?

Grauenhafte Utopie?

Nein, ich meine etwas anderes.

Ich meine unsern Glauben, daß Anstand und Gesetz, daß Recht und Gerechtigkeit identisch seien, ich meine unsern ohnmächtigen Glauben daran, daß Unanständigkeit nie Gesetz werden kann.

Wenn ich das Wort Rechtsstaat höre, erinnere ich mich an Dienstverweigererprozesse vor Schweizer Militärgerichten (das gibt es!). Mehr als einmal habe ich erlebt, daß dort der Ankläger – ich wähle das Wort mit Bedacht – genüßlich darauf hingewiesen hat, daß wir (Gott sei Dank oder immer noch) in einem Rechtsstaat leben. Ich habe seither eine Allergie gegen den Begriff Rechtsstaat.

Zugegeben, Töten ist ein schlechtes Beispiel, und Militärgerichtsprozesse sind ein ebenso schlechtes. Ich meine auch nicht die Sache mit den Atomkraftwerken, und ich meine auch nicht den Vergleich im Ehrbeleidigungsprozeß zwischen Kurt Marti und einem Herrn C. Ich meine auch nicht die Fristenlösung (wo unter anderen eine Kirche mit gutem Recht versucht, ihre Ansichten zu staatlichem Gesetz zu machen, weil sie weiß, daß staatliches Recht auch für ihre Treuesten höher steht als göttliches und so, wenn nicht Bankrott, so doch so etwas wie Nachlaßstundung anmeldet).

Ich meine die Genüßlichkeit, mit der einer, der ganz persönlich vielleicht eher an seinem Recht zweifeln würde, auf sein gesetzliches Recht pocht und daß er von Aushöhlung (und das mit Recht) des Rechts spricht, wenn ihm nicht buchstabentreu Nachachtung verschafft wird – von Ausbeutung des Rechts spricht er nie. (Freibeuter übrigens waren staatlich konzessionierte Piraten.)

Ich denke zum Beispiel daran, daß es in der Schweiz kaum einen Schutz für Arbeitslose gibt – weil das Recht ist, ist es wohl recht so –, Gewissen ist für Freibeuter eine Angelegenheit des Staates, und nachdem die Unternehmer in unserer Demokratie eine Minderheit sind, können sie behaupten, daß nicht sie, sondern die Mehrheit es so wollte.

Nun gut, wer einen Staat will, muß auch den Rechtsstaat wollen, ich sehe das ein.

Ich mag nur den Zynismus jener nicht, die im Recht sind, und ich verwehre mich dagegen, daß Resignation (auf der andern Seite) staatsfreundlicher sein soll als Rebellion.

Denn wenn Resignation dem Staate lieb wäre, dann müßte er zugeben, daß er ein entpolitisiertes Volk will. Resignation kann zwar Staatstreue sein, aber sie ist zugleich staatsfeindlich; und es gibt eine Staatstreue, die die Demokratie lächerlich macht, ad absurdum führt und umbringt. Das wäre der letzte Sieg der genüßlerischen Zyniker.

Die Freibeuter (= gesetzeskonforme Piraten) werden sich darauf berufen, daß in unserer Demokratie das Volk die Gesetze mache. Sie haben damit ein doppeltes Alibi, sie glauben nicht nur gesetzestreu zu handeln, sondern auch demokratisch. Sie rechnen mit der Ohnmacht des Volkes und bezeichnen diese Ohnmacht als Volkswillen.

Schließlich stehn wir kopfschüttelnd vor einem Gesetz, von dem behauptet wird, wir hätten es selbst gemacht, und wir sind zu Recht ins Unrecht gesetzt.

Kein Wunder, daß wir das zynische Lächeln jener, die im Recht sind, nicht mögen.

Freibeuter jedenfalls sind an der Demokratie nicht interessiert, sie dient ihnen nur als willkommenes Alibi, und jede andere Staatsform, die sie ins »Recht« setzen würde, wäre ihnen ebenso lieb.

Also, angenommen ein Staat würde ...

Engagement

Ein Gespräch mit einem erwachsenen Menschen, nachts allerdings und auf der Straße nach Wirtschaftsschluß. Ich weiß nicht, ob er unter anderen Umständen mit mir sprechen würde, und dann weiß ich auch nicht, ob ich es tun würde.

Bankprokurist oder so etwas ist er, und morgens um eins hat keiner Lust, dem andern weh zu tun, und man legt das Gespräch zum vornherein auf Einverständnis an.

Er kennt mich, ich kenne ihn, und nun ist jeder darauf bedacht, das Vorurteil des andern zu widerlegen. Man vertauscht die Rollen, er spielt den Fortschrittlichen und ich den Konservativen. Ich entgegne ihm, wie er entgegnen würde, tagsüber, und er denkt so – denkt er –, wie ich tagsüber denke. Wir haben jedenfalls jetzt keinen schlechten Eindruck voneinander. Extremisten – weiß Gott – sind wir nicht.

Das Thema des Gesprächs? Philosophie nennt man das wohl? Irgend etwas über Charakter, dann auch über Treue, über Landesverteidigung und dann auch – aber das nicht von mir, sondern von ihm –, daß der Kommunismus, richtig verstanden, Christus und seine Jünger und so, eigentlich richtig besehen schon richtig wäre, aber keinen Extremismus jedenfalls und Demokratie jedenfalls – und dann wieder Charakter –.

Und dann, so gegen zwei Uhr, kam die Sache mit dem Fähnrich. »Seit sechs Jahren trage ich die Fahne«, sagte er. Auf mein deplaziertes »Wo?« sagte er: »In unserm Verein.« Ich wagte nicht zu fragen, in was für einem Verein, aber es stellte sich später heraus, daß »unser« Verein ein Unteroffiziersverein ist.

»Nun wollten sie mich zum Rücktritt zwingen und wollten einen andern Fähnrich, einen Freisinnigen«, sagte er, und er fragte mich, ob ich wisse, wie er da reagiert habe.

Ich versuchte es vorerst mehrmals mit »Ich weiß es nicht«, aber damit gab er sich nicht zufrieden.

Und nun suchte ich die Antwort, von der ich glaubte, sie müßte ihm gefallen, und ich sagte: »Du hast sicher gesagt ›Leckt mich am Arsch‹ und die Sache hingeschmissen.« Und im selben Augenblick wußte ich, daß das falsch war. Er sagte erschreckend lange nichts und dann ohne jede Emotion: »Nein, ich habe gekämpft. Ich habe eine Ansprache vorbereitet und vor der Generalversammlung gesprochen, und ich erreichte das absolute Mehr im ersten Wahlgang, und das ist jetzt schon drei Jahre her, und ich trage die Fahne noch immer.«

Charakter? Entweder ist man für die Fahne, oder man ist gegen die Fahne, und wenn man dafür ist, legt man auch Wert darauf, sie zu tragen.

Ich weiß nicht weshalb, aber ich möchte eigentlich auch Charak-

ter haben – auf die Gefahr hin, daß Charakter bedeutet, eine ganze Welt auf eine Fahne zu reduzieren.

Nun, ich schaff es ganz einfach nicht. Das ist mir aufgefallen, als ich kürzlich im Vereinsblatt der Kanarienzüchter einen Nachruf auf einen Menschen las, der sein Leben in den Dienst der Kanarien gestellt hat, vierzig Jahre lang Punktrichter war und sozusagen der Vater des neuen Wettkampfreglementes.

Es ist sehr schwer, dies ohne Spott mitzuteilen. Ich gebe zu, es gelingt mir nicht, aber ich bemühe mich darum.

Ein Leben, reduziert auf die Bedürfnisse des Kanarienzüchterver eins, vielleicht dabei nicht nur über das neue Wettkampfreglement diskutiert, sondern auch über die Frage, ob man die Statuten so interpretieren dürfe, daß auch Frauen in den Verein aufgenommen werden könnten, und vielleicht auch dafür gesorgt, daß der Verein Fritzens Kandidatur für den Gemeinderat kräftig unterstützte.

Ein sinnloses Leben für den, der dem keinen Sinn abringen kann.

Es gibt sogar eine lateinische Bezeichnung für die Leute, die Streichholzbriefchen sammeln, und gestern hat mir einer wütend erzählt, daß er dem Eisenbahnamateurklub die ganze Sache hingeschmissen und am selben Abend den Austritt geschrieben habe. Ich habe ihn lange befragt – denn es interessierte mich –, aber ich konnte die Gründe für dieses Tun nicht ausfindig machen. Er erzählte von einem Schaltpult und von dem Schlüssel dazu. Ich begriff nichts, aber seine echte Wut überzeugte mich davon, daß hier nichts Unwesentliches geschehen war.

Angenommen, ich müßte einem Brasilianer das Problem der jurassischen Separatisten erklären. Was mir mit Bestimmtheit nicht gelingen würde, wäre, begreiflich zu machen, daß das Problem nicht unwesentlich sei.

Probleme sind nicht vergleichbar. Die Fristenlösung hat nicht Priorität vor der Frage der Atomwerke, und die Einführung der Arbeitslosenversicherung ist nicht vergleichbar mit der Gegnerschaft der Batterienhaltung von Hühnern. Und vor dem Ganzen erscheint das Einzelne immer als lächerlich. Streichholzbriefchen sammeln aber wäre vielleicht doch eine Möglichkeit, doch kann man es offensichtlich nicht tun ohne Leidenschaft.

Das Heil der Welt, das ist sicher, liegt nicht in der Befreiung des Juras und nicht in der Fristenlösung und nicht in der Bodenhaltung der Hühner, nicht in einem gerechteren Wettkampfreglement für Kanarien, aber es besteht kein Anlaß, darüber zu lachen, weil es vor dem Ganzen als unwesentlich erscheint. Und vielleicht ist wirklich ein Leben im Dienste der Kanarien ein Leben.

Freudianer werden feststellen, daß alles nichts anderes ist als Kompen-sation, aber sie haben unrecht.

Mit tausend Maschinenpistolen

Wissen Sie, was ein Kassiber ist?

Ich weiß, Sie wissen es – und vielleicht erst seit kurzem –, und sehr wahrscheinlich wird nun dieses Wort, wo es auch immer auftauchen wird, die Assoziation BM auslösen.

Ein Kassiber ist ein heimliches Schreiben von Gefangenen und an Gefangene. Man stellt sich das traurig vor und sentimental oder gar poetisch und erwartet eigentlich, daß einem ein solcher Kassiber die Möglichkeit gibt, Erbarmen mit dem Gefangenen, Verständnis für ihn aufzubringen.

B & M (das könnte auch ohne weiteres die Bezeichnung für eine Firma sein, von der man vielleicht wüßte, daß sie in üble Pläne verstrickt ist) ist ein Thema für Kolumnisten geworden und zu einem eigentlichen Wettbewerbsgegenstand unter ihnen.

Wettbewerbsfrage: Wer findet das erlösende Gegenwort?

Das Gegenwort zu Kriminellen heißt Kriminalisierte.

Das Gegenwort zu Gruppe heißt Bande.

Usw.

Daß etwas mit Kassibern war und daß man Anwälten den Vorwurf macht, damit etwas zu tun gehabt zu haben, davon hat man schon seit einiger Zeit gehört, und Poeten mögen sich Vorstellungen über ihren Inhalt gemacht haben – ein Lebenszeichen von Menschen vielleicht oder gar ein Satz über das Zwitschern von Vögeln vor den Gittern, vielleicht ein bißchen Traurigkeit oder ein Lächeln.

Nun findet man einige der Kassiber in Zeitungen abgedruckt – nichts für Poeten und kaum etwas für Politologen, sondern Anweisungen an Mitkämpfer, allerdings auch diese nicht überraschend, denn wer sich schon zum Mitkämpfer entschieden hat, wird diese Anweisungen kaum mehr nötig haben, und wüßte man nichts von praktischen Aktionen, man würde die Sätze für Theorie halten, für sehr einfache Theorie zudem.

»nehmt Urlaub, macht blau, wir brauchen jede Stunde«

»wie habt ihr die Knäste aufgeteilt? wie organisiert, daß alle Knäste die Gefangenenzzeitung kriegen ...«

»welche ausländische Zeitung hat noch nicht die Presseerklärung? für die internationale Presse eine internationale Protestresolution gegen die Bundesregierung organisieren«

Fälschungen sind das sicher nicht, denn würde irgend jemand fälschen, er würde es besser tun. Er wüßte zum Beispiel, daß A und G sich lieben (nun ist man enttäuscht, daß davon im Gerichtssaal gar nichts zum Ausdruck kommt), oder er wüßte, daß das Böse viel realer organisiert und viel geheimer und unverständlicher mitteilt.

»Kriminalisierung« – kein erlösendes, aber immerhin ein Gegenwort –, darauf hat man sich zwischen links und rechts annähernd geeinigt.

Auch mir fiel es leicht, diese Formel zu übernehmen, ich glaubte, daß sie doch ein wenig vorsichtiger sei als das übliche »kriminell«. Nun – nach der Lektüre der Kassiber – zweifle ich.

Sie sind – daran ist wohl nicht zu rütteln – straffällig geworden, haben sich strafbar gemacht. Und sie sind der Gesellschaft feindlich gesinnt, der bestehenden zwar nur, aber zu der gehören wir.

Straffällige fragt man (die Lehrer tun das mit Vorliebe): »Was hast du dir denn dabei gedacht?« Und die Frage zielt darauf hin, daß er einsieht, daß es gut ist, daß man ihn erwischt hat, denn so konnte es ja nicht weitergehn.

Nun sind dies aber Straffällige – und vielleicht meint man das mit dem Wort »kriminalisiert« –, die man mit dieser Frage nicht rumkriegt, weil sie an *diesem* Weitergehn nicht interessiert sind. Sie werden sich mit ihren Richtern nie versöhnen und ihren Anwälten nie dankbar sein.

Mit Gegenwörtern ist hier nichts zu machen – kein Thema für Kolumnisten.

Vielleicht können wir vorläufig jenem den Preis überreichen, der auf die Formel gekommen ist – auf das »erlösende« Gegenwort –, daß B so etwas wie ein Räuberhauptmann sei. B würde es uns allen sehr leichtmachen, wenn er diese Bezeichnung annähme.

Er würde von uns unter unsren bewundernden Blicken zum Galgen geführt, ein munteres Völklein in bunten Kleidern würde sich auf dem Dorfplatz versammeln, und Großväter würden später ihren Enkeln erzählen: »Ja, ja, der Andreas, er hat das ganze Land mit Feuer und Schrecken überzogen; er hatte, das muß man sagen, ein Herz für die Armen; und arm waren die Menschen damals. Ich hab gesehen, wie sie ihn durch die Straßen führten, stolz hob er sein Haupt, und alle sahen, daß er sich was dachte, aber niemand wußte was – ein harter Kerl.«

Nein, Poeten werden keine Lösung finden.

Persönlicher Ehrgeiz, Eitelkeit, Arroganz? – Mit solchen Einschätzungen ist nichts erreicht, weil sie die Leute noch lange nicht von Normalpolitikern unterscheiden würden.

Nun wird behauptet – und dies nicht nur in Deutschland, sondern auch bei uns –, daß B & M dem Faschismus Vorschub leisten mit ihrem Tun, mit ihrem Verhalten und ihrer Gefährlichkeit. Eigenartig, daß dies mitunter und nicht selten von potentiellen Faschisten selbst behauptet wird, als hätten sie ohne B & M die Absicht gehabt, uns den Sozialismus zu schenken – »den habt ihr euch jetzt für lange Zeit verscherzt; wenn ihr jetzt sehr nett seid, bekommt ihr ihn vielleicht nächste Woche«.

Kein Anlaß zum Spotten, ich weiß es, und ich weiß, daß sie nicht nur B. und S. in Z. oder R. in W. hassen (die mag ich auch nicht). Sie hassen auch mich aus ganzem Herzen. Und auch ich begreife nicht, was sie wollen, und wenn ich es wüßte, ich wäre – so glaube ich – nicht dafür.

Wenn ich aber für ihren Haß auf mich ein bißchen Verständnis aufbrächte, es nützte mir nichts, denn es nähme sie kein bißchen für mich ein. Die wollen viel mehr von mir und lassen sich nicht durch ein Lächeln zum Lächeln bringen.

Ich schreibe das alles in Hilflosigkeit und weiß, daß mir kein Satz dazu gelingen wird.

»Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein!« – es würde nach dieser Aufforderung die größte Pyramide der Welt. Und ich weiß nicht, wie J. aus N. mit diesem Satz Leute davon abhalten konnte, eine Straffällige zu steinigen – wohl einfach, weil sie erbärmlich aussah. (Denn für Erbarmen hat man zu kriechen, und oft auch für Recht und Gerechtigkeit.)

Und auch unsere Gerichte sind immer auf mindestens einen kleinen Schimmer von Erbärmlichkeit, auf einen kleinen Schimmer von Einverständnis der Angeklagten angewiesen. Ohne das sind sie ohnmächtig.

»und liebe zum Menschen nur möglich ist in der todbringenden haßerfüllten Attake auf den imperialismus-faschismus«

Ich weiß nicht – aber jedenfalls ist das keine Generalstabsanweisung. Es scheint mir viel eher recht privat zu sein, geschrieben in einer Sprache allerdings, die wir sonst nicht als privat bezeichnen würden. Aber ich meine, daß dieser Kassiber nichts enthält, was der Empfänger nicht bereits wußte. Er ist also, was private Briefe oft sind, nötig für den Absender und nicht für den Empfänger – also doch ein Lebenszeichen von Menschen.

Am Biertisch erzählen die Männer, was mit denen zu geschehen habe. »An die Wand und mit tausend Maschinenpistolen niedermähen«, hat einer gesagt. Warum tausend? Ein Ritualmord? – Der Mann regte sich sehr auf und stotterte.

Ich konnte dazu nichts sagen.

Der Mann hat unrecht – unrecht vor den Gesetzen. Er ließ sich bereits faschistisieren und war dazu gerne und zum vornherein bereit. Ich habe dem Mann auch nichts erwidert – und also das Gesetz bereits im Stich gelassen. Sitze ich jetzt im selben Boot wie er? Ich möchte das nicht. Hingegen tut es mir weh, daß B & M mich hassen. Ihm macht das offensichtlich nichts aus. Im Gegenteil, er reagiert auf Haß mit Begeisterung, und fast habe ich ihn im Verdacht, daß er zu jenen Schweizern gehört, die die Deutschen um diese Sache beneiden.

Ich versuche eine andere Meinung zu haben – es gelingt nicht, nichts zu machen.

Offensichtlich sind wir bereits so weit, daß selbst der Versuch zum Nachdenken mit dem neuen Reizwort »Sympathisant« qualifiziert wird. Das Nachdenken über B & M hat uns leichtzufallen, das befiehlt uns die Presse.

Nichts zu machen.

Nur eines: Die Rechtsextremen – davon bin ich überzeugt – wären nicht weniger rechtsextrem ohne sie. B & M haben nichts ausgelöst (auch keinen Rechtsrutsch), und sie haben an dieser Welt nichts verändert, sie sind höchstens ein Alibi, und sie sind hoffnungslos verloren, denn offensichtlich wird man mit ihnen nicht fertig, ohne sie fertigzumachen.

Das haben sie sich zwar selbst eingebrockt, aber sie zwingen uns nun, die Suppe mit ihnen auszulöffeln. Es wird nicht leicht sein, dabei saubere Hände zu bewahren.

Wenn einer jemanden umbringt aus Eigennutz und um sich zu bereichern, dann paßt er jedenfalls besser in unser Denksystem, und er hat denn auch vor Gericht eine entsprechend reellere Chance. Vielleicht meint der Unterschied zwischen Kriminellen und Kriminalisierten genau das.

(PS: Kürzlich ist einer tödlich verunglückt, der mich gehaßt hat. Sein Tod tat mir leid. Ich hätte mir gern gegönnt, daß er älter und versöhnlicher geworden wäre, aber ich weiß, wäre es eingetreten, er hätte es sich übelgenommen.)

Die ästhetische Revolution

Ich weiß, es ist gemein, die Zufälligkeit zu erwähnen, daß der Herr uns gegenüber Zahnnarzt war, er hätte auch sonst ein Herr zwischen vierzig und fünfzig sein können, aber hie und da entdeckt man in Zufälligkeiten alte Vorurteile und kann sich dann nicht beherrschen.

An der Wand in jenem Restaurant hing ein Bild von einem Maler, den ich sehr mag, und der Herr fragte nun, was das Bild denn bedeute und ob dieser Maler wohl auch zeichnen könne. Jemand antwortete ihm etwas, aber das überzeugte ihn offensichtlich nicht – die Sache mit »Geschmier« und »Kindergarten« und so. Ich konnte mich zu meiner eigenen Überraschung beherrschen und sagte nichts. Aber ich erinnerte mich nun plötzlich – ich hatte es längst vergessen –, daß wir uns einmal, vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren, dafür eingesetzt hatten, dafür gekämpft hatten, mit Engagement, mit Wut und Entsetzen.

»Für moderne Kunst« oder »Gegen moderne Kunst« hießen die Parolen, und ich erinnere mich an Lehrer vor fünfundzwanzig Jahren, die mit ein paar Paul-Klee-Reproduktionen die Musterlacher in ihrer Klasse schnell auf ihrer Gegnerseite hatten und Klee und Picasso verfolgten wie Pornographie. Einige unter uns entdeckten bald, daß hier unsere Emanzipationschance läge (wir nannten das zwar nicht so), und wir wurden vorerst einmal zu Gegnern der Gegner und hatten es fortan leicht, die Spießer zu definieren und uns auch von unseren Eltern zu distanzieren.

Wir begannen zu pilgern, erst in Buchhandlungen, um Kunstkarten zu kaufen, dann auch in Museen, und endlich wurden es echte Pilgerfahrten von Kirche zu Kirche, nach Ronchamp zu Corbusier, nach Courfaivre und Audincourt zu Léger und dann auch etwas später zu Gehr nach Oberwil. Fast wären uns Corbusier, Léger und Gehr eine Messe wert gewesen, und sogenannt progressive Priester scheinen das bemerkt zu haben und führten ihre Schäfchen in Autocars zur modernen Kunst.

Das pädagogische Thema hieß »Wie bringt man die Kinder zur modernen Kunst?«, und manch ein Lehrer bekam damit ein wenig Schwierigkeiten mit seiner Schulkommission und war stolz darauf.

Die Revolution war im Gange: Klee gegen Anker, Strawinski gegen Beethoven, Charlie Parker gegen Ilse Werner – in der Literatur hauften wir zwar noch ein bißchen daneben mit Bergengruen gegen Goethe, aber wir wußten halt noch nicht viel anderes.

Die Fronten waren klar: Ein Nierentisch oder helle Eschenmöbel